

«Nur wer bei sich ankommt, kann etwas weitergeben»



Der Luzerner Künstler und ehemalige Kunsthochschuldozent Otto Heigold wird diesen Monat 75 Jahre alt. Im Gespräch erzählt er, warum Hauswirtschaft ein wichtiges Fach ist, wie er vom Vier-Klassen-Zimmer zur Kunst kam und welche gestalterischen Fragen ihn bis heute kein bisschen loslassen.

Von Martina Kammermann, Bilder: Christian Hartmann/KKLB, zvg

Otto Heigold, am 11. April wirst du 75 Jahre alt. Magst du noch arbeiten?

Otto Heigold: Ja, ich bin sehr gut zwäg. Manchmal bin ich schon traurig, dass alles so schnell vorbeiging. Ich muss viele Projekte herunterbrechen, damit ich sie noch realisieren kann.

Du hast aktuell eine Ausstellung im KKLB in Beromünster. Der Leiter Wetz sagt bei seinen Führungen jeweils gerne: «Ich mache als Künstler lauter unsinnige Sachen. Aber ich mache sie professionell.» Unterschreibst du?

So provokativ wie Wetz würde ich es nicht sagen. Aber das leistungsorientierte Denken in Erfolgsrechnungen, auf das er anspielt, unterstütze auch ich nicht. Ein Beispiel: Gestern habe ich auf YouTube einen Film geschaut über Andreas Knapp, einen promovierten Theologen und Lyriker in Leipzig. Er hat seine steile Karriere 42-jährig abgebrochen und ging nach Südamerika, wo er als Arbeitspriester und Strassenhändler unter den Armen lebte. Warum hat er dafür ein Studium gebraucht? Er sagt: Es hat mein Leben erhellt, und das allein ist ein Wert. Wenn

du als Mensch einen Bezug zu dir hast, ist nichts sinnlos. Nur wer bei sich ankommt, kann etwas abstrahlen und weitergeben. Das muss man einsehen, sonst verpasst man das Leben.

Im Zusammenhang mit deiner Kunst sprichst du oft vom Heilen. Hat Kunst für dich etwas Heilendes?

Ich glaube schon, heilend im Sinne von Zusammenbringen. Kunst ermöglicht Beziehungen zwischen Menschen und zu sich selbst. Den handwerklichen Aspekt finde ich dabei sehr wichtig. Menschen,

die in ihrer Freizeit etwas Handwerkliches machen, sind danach an einem anderen Ort. Auch, weil sie ihren Auftrag selbst bestimmen.

Du hast fast vierzig Jahre als Zeichenlehrer unterrichtet, vor zehn Jahren wurdest du pensioniert. Was hat sich dabei für dich als Künstler verändert?

Für mich war das kein Bruch, denn Kunst war für mich nie ein privates Hobby oder eine Möglichkeit zur Seelenreinigung. Die Forschungsarbeit zu Hause war immer ein selbstverständlicher Teil meines Lebens und auch Vorbereitung für die Schule.

Inwiefern?

Studierende haben ein Sensorium wie Säuglinge und merken ganz genau, ob du das, was du erzählst, auch lebst. Das eigene Suchen danach, was abgeht, was formuliert werden muss, gehört dazu. Dann wird auch der Unterricht greifbar und sinnlich.

Was war das Wichtigste, was du deinen Schülerinnen und Schülern im Vorkurs und an Abendkursen gelehrt hast?

Ich lehre nicht. Ich vermittele. Vermitteln heisst für mich, jemandem zu helfen, zu den eigenen Energiequellen zu finden und sie anzuzapfen. Den Stecker und die Steckdose in einem selbst finden – das ist der grösste Teil des Wegs, und diesen Prozess muss man aushalten. Dass man bei sich ankommt, das ist das Entscheidende.

Vermisst du deine Studentinnen und Studenten?

Dieses menschliche Klima an der Schule vermisse ich schon. Ich habe sehr Freude an Menschen und Gesichtern und habe immer mindestens so viel heimgenommen, wie ich dagelassen habe, sonst wäre ich ausgebrannt. Seit ich nicht mehr an der Schule bin, gehe ich öfters an Vernissagen und lade Bekannte und Ehemalige ein, damit wir uns über die eigenen Arbeiten unterhalten können.

Ich war nie bei dir in der Schule, aber ich habe den Eindruck, du warst ein Lehrer, der allen immer am liebsten eine Sechse gegeben hätte.

Das Benoten im Bereich Gestalten ist sehr schwierig, da der relative Prozess, der ein Student macht, eine grosse Rolle spielt. Manche Studentinnen wurden als Kind gut gefördert – andere kamen mit fast nichts, aber hatten Fragen. Und darauf kommt es an. Technik lernt man eher als Neugier.

«Technik lernt man eher als Neugier.»

Wie stellt man die richtigen Fragen?

Zuerst mal darf man keine Angst haben vor der Sprache und den Menschen. Es braucht ein gewisses Selbstbewusstsein. Das braucht Übungszeit und Prozesse. Umso bedenklicher finde ich es, dass in der Schule heute so wenig Wert auf Können gelegt wird.

Wie meinst du das?

Nehmen wir die Hauswirtschaft, ein aus meiner Sicht elementares Fach, das aber überall auf der Abschlussliste steht. Hier lernt man, etwas zu kochen. Das ist ein einfacher Prozess, den man sich nur aneignen kann, wenn man ihn sich selbst erarbeitet, wiederholt, verfeinert. Reden reicht nicht immer, man muss es auch tun.

Hast du diesbezüglich eine Unterrichtserinnerung?

Sehr gut weiss ich noch, wie ich als junger Primarlehrer vier Klassen im gleichen Raum die Josephsgeschichte vermitteln durfte. Wir spielten sie als Theater ohne Requisiten. Die Kinder waren begeistert, jedes wollte Joseph sein und deswegen konnten es dann alle. Am nächsten Tag liess ich sie die Geschichte zur Wiederholung auf Blätter zeichnen. Das hat wahnsinnige Bilder gegeben, richtige Archetypen, einfach unglaublich! Noch heute ha-

be ich eine halbe Bananenschachtel dieser Zeichnungen im Keller.

Du hast Zeichnungen von ehemaligen Primarschülern im Keller?

Ja, ich kann dir nachher gern ein, zwei Hefte zeigen. Auch von der Moses-Geschichte mit den sieben Plagen. Ha, wie die Kinder diese schaurigen Heuschrecken aufs Blatt geschmettert haben (klatscht in die Hände)! Da bekam ich Hühnerhaut! Es war einfach wunderbar.

Erzähl mir mehr davon.

An einem Regensontag im Mai 1964 war ich am Unterricht vorbereiten. Ich wollte eine Geschichte, die ich erzählt hatte, repetieren, und entwarf ein didaktisches Design: Für jede Etappe der Geschichte wollte ich eine Figur zeichnen. Ein Schlüsselbild. Mit dem Bild-Impuls sollten die Kinder die Geschichte nacherzählen. Ich probierte also, Figuren zu zeichnen – aber ich konnte es nicht. Bald darauf meldete ich mich bei der Kunstgewerbeschule für einen Abendkurs an und begann dann bald die Zeichenlehrausbildung.

Dann wurdest du also Zeichenlehrer. Der Weg hin zum Zeichen, dem Zentrum deiner Arbeit, ging aber weiter. Gab es eine Art Initialmoment?

Es gab eine Phase, da zeichnete ich wie ein Verrückter Baustellen. Ich ging immer tiefer hinein, in die Löcher, zum Matsch. Mich interessierte nicht die Ansicht, sondern die Einsicht. Dann wollte ich die Zeichnungen im Shoppingcenter drucken lassen, doch meine Frau Roswitha sagte: Warum, du kannst doch selber drucken. Eine Woche später habe ich angefangen, Veloschläuche zu zerschneiden und daraus Stempel zu machen. Mit den Stempeln konnte ich meine Zeichnungen nochmals filtern, weiter herunterbrechen. Weg vom Gegenstand hin zur Bildsprache. Der Druckvorgang wirkte wie ein Katalysator. Ich fühlte mich völlig frei.

In den letzten 30 Jahren hast du über 2500 Bildstempel geschaffen. Das hat schon etwas Obsessives.

Ja, ohne geht es nicht. Ich habe mittlerweile eine gewaltige Sammlung an Bild-



Zur Person

Otto Heigold ist 1943 in Eschenbach (St. Gallen) geboren. Er machte das Lehrerpapent in Zug und wurde Primarlehrer im Oberfreiamt. Ab 1964 absolvierte er in Luzern die Ausbildung zum Zeichenlehrer und war von 1970 bis 2008 als Dozent in verschiedenen Abteilungen der Hochschule Luzern – Design & Kunst (ehemals Kunstgewerbeschule) aktiv. Parallel betrieb er als Künstler Forschungsarbeit im eigenen Atelier und stellt regelmässig aus. Seine Lehrtätigkeit unterbrach er mit mehreren Aufenthalten zur Weiterbildung im In- und Ausland.

zeichnen und über sie konnte ich für mich vieles speichern. Ich habe sie immer zur Hand, kann neu anordnen und neue Geschichten damit erzählen. Wenn ich skizziere, geht das fast so schnell wie schreiben.

Kannst du das etwas erklären?

Bildzeichen sind kollektive Zeichen, Archetypen, aufs Maximum reduzierte Zeichnungen. Anders als bei einem Piktogramm muss man deren Bedeutung nicht lernen. Wenn man ein Bildzeichen sieht, muss man bereit sein, aufzumachen und die Zwischenräume mit der eigenen Biografie zu füllen. Bildzeichen sind an keine Sprache und keinen Ausbildungsstand gebunden, sondern sie verbinden die Menschen durch deren Assoziationen. Durch die Betrachter kommen Dinge zum Klingen, die der Erzähler gar nicht beachtet hat.

Im KKL B machst du deinen Sohn David zum Erzähler. Er hat deine Bildzeichen angeordnet. Warum?

Meine Bildzeichen, die ich auch «Ottogramme» nenne, funktionieren ja wie Module. Mit ihnen kann jede Person, die ein bisschen wach ist, einen eigenen Bildtext schreiben. Ich weiss, dass David ein grosses Gespür für Bild, Klang und Raum

hat und habe ihm das einfach zugemutet. Das Grundraster der Hängung war durch die Wände bereits vorgegeben.

Mit deinem Bilderuniversum schaffst du eine persönliche Gegenwelt. Ist das ein Rückzug?

Nur flüchten geht nicht. Aber in unserer normierten, engen Welt will ich mir schon Gegenwelten ausdenken können, wo ich frei bin und die heilsam sind. Nicht nur für mich, sondern auch für die, die sie lesen. Es ist kein Zufall, dass sich in der Kunst oft früh etwas abzeichnet, das die Politik erst später merkt. Man kann nicht nur im Hier kleben bleiben, sondern kann auch mal etwas vorauswerfen, projizieren. Um dann wieder zurückzuschauen. Der Schnittpunkt ist die Gegenwart. Wenn ich arbeite, arbeite ich in diesem Schnittpunkt, aber ich vergesse ihn gleichzeitig, wie ein Kind, das spielt.

Mit dem Alter verändert sich ja der eigene Blick in die Welt. Wie hat sich deine Beziehung zu deinen Arbeiten verändert?

Ich frage mich noch stärker als früher: Was hat das mit mir zu tun? Und: Wo muss ich herunterbrechen, damit alles noch elementarer wird? Seit ich nicht mehr so viel am Hals habe, nehme ich

mir auch mehr Zeit, Arbeiten anzuschauen. Ich mag es sehr, jüngere und ältere Arbeiten nebeneinanderzustellen und zu schauen: Mögen sie einander die Stange halten? Verbindet sie die Qualität?

Und, wie hat sich dein Werk in den letzten zehn Jahren entwickelt?

Ich denke gut. Wichtig ist für mich, dass ich meine Freiheit habe. Oben im Estrich habe ich meine «Raumstation», mein Denkkern und lebendiges Archiv. Im Keller in der «Erdstation» drucke ich, integriere ich. Zwischen diesen beiden Polen bewege ich mich, das ist mein Lebensmodell. Es gibt kein A oder B, nichts ist eindeutig. Die Aussenform, die Binnenform, das Umfeld, alles ist im Fluss.

Zur Ausstellung

In der Rauminstallation «Bildschrift Schriftbild» in der Kunsthalle 3 im KKL B hat Otto Heigolds Sohn David im Januar 2018 die neusten 228 «Ottogramme» seines Vaters inszeniert. Die Ausstellung wird noch bis Ende Jahr zu sehen sein und es werden verschiedene Interventionen stattfinden. Am 11. November etwa wird der Musiker Christian Hartmann die Zwischenräume mit dem Kontrabass erspüren und zum Klingen bringen.

Die Ausstellung «Bildschrift Schriftbild» läuft noch bis Ende 2018, KKL B, Beromünster, mit einer Führung jeden Sonntag um 14 Uhr.